



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lieder eines fahrenden Gesellen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

künstlerischen Betrachtung einen Begriff aufzugeben, welcher nur noch die Rolle eines leeren Schubfachs spielt. Ebenso bedenklich ist es, wenn man an den Wechsel der philosophischen Begriffsdefinitionen denkt, in der modernen Kunst eine idealistische, realistische und naturalistische Strömung unterscheiden zu wollen, etwa wie man im Reichstage von Konservativen, Nationalliberalen und Fortschrittsleuten spricht. Der sicherste Leitstern innerhalb des Labyrinths der modernen Kunst ist nicht der Idengehalt, der sich mit dem Zeitbewußtsein wandelt, sondern die Form. Indem wir alles, was sich unter diesen völlig äußerlichen Begriff subsumiren läßt, Zeichnung, Kolorit, Modellirung, als charakteristisches Merkmal für die Erscheinungen der Künstlerwelt auffassen, werden wir um so seltener straucheln, als der Gesichtssinn, der durch das Auge fungirt, immer noch der relativ verläßlichste unter allen fünf ist. In zweiter Linie wird dann nach der technischen die Arbeit des Geistes in Betracht kommen, die sich zunächst in der „Aufassung“ kundgibt. Wenn wir dann von einer romantischen und einer realistischen Auffassung, von einer idealistischen und einer naturalistischen Formenbehandlung sprechen, werden wir zu weit wenigeren Mißverständnissen Veranlassung geben als mit Beibehaltung der veralteten, unbequemen Schulbegriffe, die von der Feststellung des geistigen Gehaltes ausgehen.

Berlin.

Adolf Rosenberg.

Lieder eines fahrenden Gesellen.

Mit Wehmuth kann es einen erfüllen, wenn man bedenkt, welch eine Menge lyrischer Singvögel Jahr um Jahr im deutschen Dichterwalde ihre Stimmen unbeachtet erschallen lassen. Die meisten von ihnen möchten mit Heinrich Schreiber klagen:

Was nützt in dem wilden Walde
Kleiner Vögelein Gesang
Und ihr Tönen mannichsalbe,
Wer sagt ihrem Singen Dank?

Und die wenigen, die sich wirklich vorübergehend Beachtung erringen, wie bald sind sie vergessen! Schlagt unsre Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts, unsre lyrischen Anthologien auf — da stehen sie hinter Glas und Rahmen sauber in Reih und Glied, die bunten, ausgestopften Vogeleichen, aber wer fragt noch nach all ihrem Gesang? Verhallt, verweht — nur ihr Name ist noch übrig, und oft kaum der Name mehr. Freilich, die strenge tabula votiva, die Schiller den Dichterlingen seiner Zeit widmete:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

sie ist in Erz gegraben für alle Zeiten, und so manchem auch aus unsern Tagen kann sie als vernichtender Gorgoschild entgegengehalten werden. Aber wie mancher schöne, echte Dichterflang geht doch auch ungehört vorüber! Unsere Zeit ist wenig lyrisch gesinnt, und es gehört Muth dazu, heutzutage noch mit einem Bändchen lyrischer Gedichte vor die Welt zu treten.

Der Letzte unseres Wissens, der etwas größere Beachtung gefunden, war Eduard Griesebach mit seinem „Neuen Tanhäuser“. Leider war das Interesse, das seinen süßen, einschmeichelnden Versen entgegengebracht wurde, kein ganz reines; viele hat sicher nur das erotische Parfüm zu seinen Dichtungen hingelockt. Erfreulicher, weil ohne jeden verdächtigen Beigeschmack, ist der Erfolg, den Rudolf Baumbach vor zwei Jahren um die Weihnachtszeit mit seinen „Liedern eines fahrenden Gesellen“ errang. Diese frischen, lustigen und dabei so schmuck und sauber herausgeputzten Lieder gehören zu dem Besten, was die deutsche Lyrik der letzten Jahre hervorgebracht hat. Sie sind denn auch vor kurzem — bei lyrischen Gedichten heutzutage gewiß eine große Seltenheit — in einer zweiten, um einen köstlichen kleinen epischen Cyclus: „Junfer Leichtsinn“ vermehrten Auflage erschienen, und gleichzeitig hat uns der Dichter mit einem Bändchen Neuer Lieder eines fahrenden Gesellen beschenkt. (Leipzig, Liebeskind, 1880.)

Baumbach ist ein ausgesprochenes dichterisches Talent. Die deutsche Lyrik ist nicht allzureich an Dichtungen, in denen kunstmäßige Poesie und volksthümliche Klänge in so glücklicher Weise mit einander verschmolzen sind wie in seinen Liedern. Bald heimeln sie uns an wie Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert, bald meinen wir gar einem alten Minnesinger zu lauschen, und doch ist nirgends eine Spur von jener manierirten Alterthümerei darin, die sich jetzt aller Orten in der „kulturgegeschichtlichen“ Poesie — Roman, Novelle und Erzählung in Versen — in so geschmackloser Weise breit macht. Die Anklänge an das Volkslied sind nicht äußerlich hinangebracht. Sie liegen nicht in den paar Spuren alten Volksglaubens und alter Volksgebräuche, denen wir hie und da begegnen, nicht in den oder jenen alterthümlichen, in der heutigen Schriftsprache nicht mehr gebräuchlichen Worten und Wortformen. Die Art vielmehr, wie der Dichter der Natur gegenübersteht, wie er mit hellen Augen in Thier- und Pflanzenwelt Dinge sieht, die hunderte nicht sehen, dazu sein „holder Leichtsinn“, sein fecker Humor, der keinen Tropfen von Empfindsamkeit in seinem Blute duldet, die Ursprünglichkeit seines Gefühls und seines Ausdrucks dafür, die knappe, runde Form seiner Lieder, das ist es, was uns auf Schritt und Tritt an die Volkspoesie gemahnt. Den kunstmäßigen Poeten aber verräth das sichere Schönheits-

gefühl, das aus den Liedern uns anspricht, und das auch da, wo der Uebermuth mit dem Dichter durchgehen möchte, die Zügel straff hält. Wie leichtsinnig hingeschrieben klingen diese formvollendeten Strophen, und wieviel Fleiß, Urtheil, Geschmack ist ohne Zweifel dabei thätig gewesen!

Wenn ein homo novus heutzutage mit einer poetischen Leistung einen Erfolg errungen hat und nach Jahr und Tag ein neues Bändchen bringt, so hat man sich nachgerade daran gewöhnt, die zweite Leistung mit einigem Mißtrauen hinzunehmen. In den meisten Fällen hält sie nicht, was die erste versprach. Sollen wir Beispiele nennen? Es ist wohl überflüssig, sie sind ja allenthalben mit Händen zu greifen. Unfre schöne Literatur hat jetzt weit mehr bergabgehende als aufsteigende Größen aufzuweisen. Bei Baumbach ist es einmal umgekehrt. Seine „Neuen Lieder“ führen uns in jeder Hinsicht eine Stufe höher. Nicht deshalb, weil in dem ersten Bändchen das Trinklied dominirte, im zweiten das Liebeslied überwiegt — das wäre ja Geschmackssache. Im zweiten herrscht aber überhaupt ein größerer Reichthum, eine buntere Mannichfaltigkeit, und während im ersten der Ton, um ein Goethisches Wort zu brauchen, mitunter etwas „aufgeknöpft und studentenhaft“ war, wohl auch gelegentlich einmal aus Leichtfertige streifte, waltet im zweiten fast durchweg Feinheit, Adel und Grazie. Auch die Form, die sich früher bei aller Abrundung doch einzelne Freiheiten gestattete, ist noch strenger geworden.

Proben aus diesen Liedern auszuwählen ist schwer; wir könnten das halbe Bändchen abschreiben. Entzückende Einfälle hat Baumbach namentlich in seinen Liebesliedern; eines davon wenigstens wollen wir mittheilen, den „Liebesbrief“:

Wie lieb du mir, wie gut ich dir,
Ich möcht' es gern dir schreiben,
Doch eh' ich schreibe auf Papier,
Viel lieber laß' ich's bleiben.

Du hältst mein Herz in enger Haft,
Ich möcht' es gern dir schreiben,
Doch nicht mit schwarzem Tintenfaß,
Viel lieber laß' ich's bleiben.

Da geh' ich in mein Gartenland
Und mustre Beet um Beet.
Bei Tulipan und Amaranth
Die weiße Lilie steht.
„Frau Lilie, deine Blätter gieb!“
„Für wen?“ — „Ei, für mein trautes Lieb.“
Die Lilie thut sich neigen,
Die Blättlein sind mein eigen.

Da schau' ich, wo auf nassem Feld
Der Regenbogen ruht,
Und hab' ich ihn, so wird gestellt
Darunter flugs der Hut.
„Von deinen Sonnenfarben gieb!“
„Für wen?“ — „Ei, für mein trautes Lieb.“
Da träufelt ohne Ende
Die bunte Farbenspende.

Ich denke dein, mein Herzspiel,
Und möcht' es gern dir schreiben,
Doch nicht mit schnödem Gänsekiel,
Viel lieber laß' ich's bleiben.

Da geh' ich an das Himmelsthor —
 Der Weg ist freilich weit —
 Und lange mir ein Englein vor,
 Ob's zappelt auch und schreit.
 „Ach Englein, eine Feder gib!“
 „Für wen?“ — „Ei, für mein trautes Lieb.“
 Da hört es auf zu hupfen
 Und läßt sich willig rupfen.

Von der übermüthigen Laune des verliebten Sängers mag „Angeführt“ eine Probe geben:

Daß sie mich betrogen
 Und mir vorgezogen
 Einen Andern, ist nichts neues mehr.
 Hätt's vergeben können,
 Sie dem Andern gönnen,
 Wenn's nur nicht ein solcher Trottel wär'.

Meinen Wanderstiefen
 Hol' ich aus der Ecken,
 Und mein Riemenschuh ist bald geschnürt.
 Leichtes Bündel trag' ich,
 Aus dem Sinn mir schlag' ich,
 Die mich an der Nase hat geführt.

Klageweib vor'm Spittel
 Saß im grauen Kittel.
 Einen Heller ich der Alten gab.
 „Trenlos ward die Meine;
 Klage du und weine,
 Weil ich selbst nicht Lust zu weinen hab'.“

Mehrfach hat Baumbach — ähnlich wie Lessing aus alten Fabeln neue machte, indem er ihnen an einer bestimmten Stelle eine unerwartete Wendung gab — zu alten Geschichten gegriffen und ihnen dreist eine neue, überraschende Pointe gegeben, so in „Frau Weisheit und Frau Minne“ (Herkules am Scheidewege), im „Jungbrunnen“, im „Adepten“ (Faust) u. a. Allbekannt ist die Fabel, welche die Thiere des Waldes in der Stufenleiter ihrer Macht vorführt, sie alle aber schließlich in ihrer Prahlerei verstummen läßt, sowie der Mensch sich im Walde zeigt. Auch dies Geschichtchen übertrumpft Baumbach: nicht der Jäger, sondern sein flachshaariges Mädel ist die Erste im Walde. Von dieser Gattung theilen wir noch den „Adepten“ mit, der zugleich zeigen mag, wie ungenirt Baumbach auch sonst Anleihen macht, ohne daß man ihm deshalb gram sein könnte:

Doctor Faustus, der Adept,
 Monden saß und Wochen,
 Um nach Theophrasts Recept
 Gelbes Gold zu kochen.
 Auch studirt' er Nacht und Tag
 Salomonis Siegel.
 Wie die Zeit gekommen, lag
 Ruß statt Gold im Tiegel.

Als er mit betäubtem Sinn
 Durch das Fenster starrte,
 Sprach zu ihm die Nachbarin,
 Die verständ'ge Marthe:
 „Wie die Gule in der Kluft
 Goßt Ihr in der Kause.
 Kommt und schöpft im Garten Luft
 Hinter meinem Hause.“

Sein Varetz der Doctor nahm,
Thät's vom Staube fegen.
An der Gartenthüre kam
Marthe ihm entgegen.
Ihr zur Seite aber schritt
Wie der Mond, der lichte,
Wenn er aus den Wolken tritt,
Gretchen, ihre Nichte.

Weil begossen mußte sein
Das gebleichte Leinen,
Ließ die Nachbarin allein
Faust mit ihrer Kleinen.
„Fräulein“, sprach er dienstbereit,
Darf ich's etwa wagen
Meinen Arm Euch und Geleit
Höflich anzutragen?“

Margarethe sprach nicht nein,
Senkte tief das Köpfchen.
Goldem lag der Sonnenschein
Auf den blonden Zöpfchen.
Goldumflossen stand sie da
Zwischen Blumenbeeten. —
Doctor Faust rief „heureka!“
Und umschlang sein Gretchen.

„Solomonis Siegel“ sind, wohl dem Reim zu liebe, aus „Salomonis Schlüssel“ geworden, mit dem der Goethische Faust die Höllebrut beschwört. Im übrigen erinnert die Behandlung an Schöffels Doktor Faust in der „Maulbronner Fuge“: wie dort der blasse Nekromant in „des Gilsingers Wonnen“ das lange vergebens gesuchte echte Gold findet, so hier der Adept in Gretchens goldumflossenen Zöpfchen.

Der Verleger weiß, was er an dem Dichter hat. Das zeigt das feine Kleid, das er dem Büchlein gegeben, und das die Baumbachschen Lieder auch äußerlich von dem Gros unsrer Dugendlyrik in vortheilhafter Weise abhebt. Der Einband wird jedes Auge durch seine außergewöhnlich stilvolle Schönheit überraschen.

Der dänische Besuch am deutschen Kaiserhofe.

Auf den russischen Besuch am Berliner Hofe ist der dänische gefolgt, und wie jener offenbar ein Symbol schon erreichter oder doch erstrebter Wiedernäherung sein sollte, so scheint auch dieser ähnliche Bedeutung zu haben. Daß er mehr ist als ein gewöhnliches Zusammentreffen zweier Nachbarfürsten, ergibt sich bei einem Blick auf die Vergangenheit und wird wohl auch dadurch noch betont, daß der deutsche Kronprinz aus Italien herbeigeeilt war, um an der Begrüßung des Königs Christian theilzunehmen. Daß es dagegen nicht auf